

**Katharina Schlechter**

**Die dekoloniale Option:  
Ein lateinamerikanischer Blickwinkel auf das europäische  
Projekt der Moderne**

**Einleitung**

Ich möchte von einer Gesprächssituation erzählen, die, wäre ich zu dem Zeitpunkt nicht gerade im Begriff gewesen, diesen Text zu verfassen, wohl nicht weiter meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Aber nun, gerade in das Schreiben vertieft, ließen mich die Worte des jungen Mannes nicht mehr los.

Gerne mache ich am Weg zu meiner Arbeit einen kurzen Halt bei einem kleinen Kaffeehaus, das von einem Mann, so etwa Mitte dreißig und Barista, engagiert und innovativ betrieben wird. Während er mir eine Tasse Kaffee zubereitet, kommen wir ins Gespräch. Auf sein Fragen hin erzähle ich, von wem ich die Empfehlung für seinen Laden erhalten habe, von wo ich käme und wie günstig seine Lage am Weg zur Arbeit für mich sei. Wir kommen schließlich auf seinen Kaffee zu sprechen. Es interessiert mich, woher er diesen bezieht. Aus Ecuador und Guatemala, meint er. Aber das scheint ihm weit weniger wichtig als der Umstand, dass er von einem österreichischen Röster beliefert werde und damit ein österreichisches Unternehmen unterstützen könne. Ich frage weiter. In welchem Kontakt steht eigentlich der Röster mit den Kaffeebauern? Es wäre, antwortet er, eine Initiative von mehreren Röstereien, die sich zusammengeschlossen hätten und regelmäßig Besuche bei den Kaffeebauern machen würden. Die Kaffeeplantagen wären nicht so groß und für den Kaffee würde auch sicherlich mehr bezahlt werden als von Großkonzernen. Ich könne mich darüber natürlich auch auf der Website seines Rösters informieren, aber er wäre sicher, dass dieser auf einen ordnungsgemäßen Ablauf schaue. Und das Beste, betont er schließlich, wäre ja neben dem guten Kaffeepreis für die Kaffeebauern der Umstand, dass die Röster den Kaffeebauern zeigen würden, wie man besseren, also qualitativ höherwertigeren Kaffee produzieren könne. Durch diese Qualitätssteigerung würden sich die Kaffeebauern am Markt weiter vorne positionieren, höhere Gewinne einfahren und damit in der Folge eine ökonomische Besserstellung erreichen. Hm, ich verstehe, eigentlich ganz logisch und doppelt erfreulich für mich: Mit meinem Kauf trage ich nämlich nicht nur zu einer Art Entwicklungshilfeprojekt bei, sondern erwerbe gleichzeitig einen hochwertigen Kaffee um einen smarten Preis. Nicht schlecht.

Nur, ob die lateinamerikanischen Kaffeeanbauenden, die für diesen Verband von Röstereien Kaffee produzieren, das alles auch so sehen? Oder repräsentiert die Darstellung des Kaffeehausbesitzers vielmehr europäische Werte und Bestrebungen, in denen sich letztlich auch das Beziehungsverhältnis zwischen Europa und den ehemaligen Kolonialländern widerspiegelt?

Zweifel an der Allgemeingültigkeit von Werten und Bestrebungen bis hin zu einer kritischen Reflexion über die Entstehungsgeschichte spezifisch europäischer Ideologien finden sich in der Literatur unter Überschriften wie Wissen, Wissensproduktion und Epistemologie abgehandelt. Darin liegt nun auch der Ausgangspunkt dieses Beitrags, der folgender Fragstellung nachgehen will: In welcher Weise prägt das europäische Zeitalter der Moderne im Zusammenhang mit dem Kolonialismus die Wissensproduktion und in welchem Bezug dazu stehen gegenwärtige dekoloniale Ansätze?

Im Folgenden werde ich nach einem kurzen Umriss über den Zusammenhang zwischen Moderne, Kolonialismus und Herstellung von Wissen auf Ideologien der europäischen Wissensproduktion und deren Verankerung im Zeitalter der Moderne eingehen. Dabei bilden Kolonialismus und moderne Ideologien Dreh- und Angelpunkte für die im Anschluss beschriebenen kritischen Reaktionen. Was Letztere anbelangt, möchte ich hier schließlich den Fokus auf einen lateinamerikanischen theoretischen Zugang richten, der auf der nachhaltigen Wirksamkeit moderner und kolonialer Wissensproduktion aufbaut und in eine dekoloniale Option mündet, die jedoch durch ihren widerständigen Charakter letztlich wiederum auf moderne europäische Ideologien verweist.

### **Ausgangssituation: Moderne, Kolonialismus und die Herstellung von Wissen**

Der zeitliche Ursprung der europäischen Moderne lässt sich mit Aufklärung, Renaissance und Reformation verbinden. Herzstück der Moderne stellte die industrielle Revolution dar, deren treibende Kraft in der angeblichen Überwindung von Armut, Hunger und karger landwirtschaftlicher Subsistenz lag. Rationalität, Individualisierung, Zivilisation, Urbanisierung, ökonomischer Liberalismus und nicht zuletzt Erleuchtung statt Finsternis flankierten den Anbruch einer neuen Zeit, die Zunahme des sozialen Wohlstandes, Glück, höhere Lebenserwartung und ökonomische Verbesserungen versprach (vgl. Inglehart 2001: 9965-9966; Valade 2001: 9940-9941).

Ob Moderne nun als Überwindung einer bedrückenden Vergangenheit hin zu einer verheißungsvollen Zukunft, als ideologischer Mythos von Befreiung und Fortschritt, als Bruch mit einer vorangegangenen Krise oder als Transformationsprozess interpretiert wird – Ausblendung erfährt in jedem Fall ein ganz anderer Umstand: die europäische Expansion und Machtergreifung über andere Teile der Welt. Europäisch koloniale Herrschaft, so meint Mignolo, wäre die dunkle Seite und versteckte Agenda der Moderne zugleich (vgl. Inglehart 2001: 9965-9966; Mignolo 2011: 2-3; Valade 2001: 9940-9941). Der Kolonialismus, auf den hier als Expansion Europas zwischen dem 15. und 20. Jahrhundert Bezug genommen wird und der einen der größten Transformationsprozesse der Geschichte darstellt, haftet dem Zeitalter der Moderne demnach nicht als Begleiterscheinung an, sondern stellt sich vielmehr als wesentliches und konstitutives Element der europäischen Moderne dar (vgl. Denoon 2009: 136; Mignolo 2011: 2-3; Reinhard 2001: 2241).

Auch wenn Kolonialismus auf Grund seiner unterschiedlichen Ausprägungen theoretisch schwer zu fassen ist, so impliziert dieser doch als Kontrolle über andere Territorien und Menschen stets ein ungleiches Beziehungsverhältnis, in dem ökonomische, politische und ideologische Unterschiede zum eigenen Vorteil genutzt werden (vgl. Reinhard 2001: 2240). Moderner Kolonialismus umfasst zwei Ebenen, die miteinander in Verbindung stehen. Auf der einen Seite wurde vom 16. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts eine westeuropäische Verwaltung institutionalisiert, auf der anderen Seite geht koloniale Herrschaft immer mit der Implementierung von europäischen Werten, Haltungen und Stereotypen einher (vgl. Denoon 2009: 135).

Wenngleich ehemalige Kolonialländer das Ziel einer Entlassung aus jahrzehntelanger Herrschaft erreichten und ihre politische Unabhängigkeit und Souveränität erlangten, bleiben koloniale Macht- und Kontrollstrukturen nach erfolgter Dekolonisation dennoch aufrecht. Administrative und ökonomische Belange, aber auch kulturelle Inhalt weisen nach der formellen Beendigung des Kolonialismus anhaltende koloniale Strukturen auf, wodurch die Auffassung von

Kolonialismus als zeitlich und historisch begrenztes Phänomen nicht länger vertretbar bleibt; das Leben in einer dekolonisierten Welt ist eine Mythe (vgl. Denoon 2009: 135-136; Grosfoguel/Cervantes-Rodriguez 2002: xxii; Reinhard 2001: 2240).

Für das Andauern kolonialer Machtverhältnisse prägt Aníbal Quijano, ein peruanischer Soziologe, den Begriff der „Kolonialität“. Sein Konzept wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch eine zentrale Stellung einnehmen, vorerst beschränke ich mich auf eine Definition des Begriffes nach Garbe:

*„Zunächst bedeutet das Konzept der Kolonialität ein Beziehungsverhältnis, das sich in einer Kolonisierungssituation, spezifisch in den Amerikas nach 1492, generiert, die Art und Weise des Verhältnisses zwischen Eroberern und Eroberten festlegt, über den Kolonialismus als politische Ordnung hinausreicht und vor allem kognitiver und kulturelle Art ist.“ (Garbe 2013a: 37)*

Damit muss auch in Bezug auf Wissenschaftlichkeit und die Herstellung von Wissen die Vorstellung einer dekolonisierten Welt aufgegeben werden (vgl. Grosfoguel/Cervantes-Rodriguez 2002: xxii). Bereits Foucault (1974: 24-25) weist auf den Zusammenhang zwischen Entstehungsbedingungen und der Etablierung von allgemein anerkannten Wahrheiten hin. Im Rahmen der Postmoderne werden nun Stimmen lauter, die gegenwärtige soziologische Theorien als Produkt der Moderne identifizieren. Gültigkeitsansprüche wissenschaftlicher Theorien, so wird konstatiert, sind nicht länger auf abstrakte und universelle Kriterien zurückzuführen, sondern Aushandlungsprozessen und Machtkämpfen zuzuschreiben, wodurch Wissen immer eine lokale und kontextuelle Bedingtheit besitzt (vgl. Ong 2001: 9946; Preda 2001: 11866).

Die Einbettung von Ideologien in eine zeitliche Epoche und einen spezifischen Kontext wird durch den Begriff „Episteme“ zum Ausdruck gebracht und stellt einen Schwerpunkt dieser Arbeit dar. „Episteme“ meint [...] nicht Wissen an sich, eine wissenschaftliche Aussage oder ihren Wahrheitsgehalt; vielmehr hinterfragt man damit die Entstehungsbedingungen und Möglichkeiten von Erkenntnis und Wissen.“ (Garbe 2013b: 2)

Nach dieser Problemdarstellung soll nun im Folgenden verdeutlicht werden, welche Ideologien Europa sowohl hervorbrachte als sich auch ihrer bediente, um die eigene Vormachtstellung zu begründen und die koloniale Machtposition zu erhalten und zu festigen.

## **Die Moderne und ihre Wissensproduktion**

Bevor ich auf die ideologischen Kernelemente europäischer Wissensproduktion eingehe, möchte ich vorab noch ein paar allgemeine Anmerkungen anbringen.

Auch wenn in dieser Arbeit die Schwerpunktsetzung auf Wissensproduktion gelegt ist, so erweist sich die isolierte Betrachtung von Wissen oftmals als Herausforderung, was auch in der Literatur seine Bestätigung findet. Mignolo (2002: 59) beispielsweise streicht hinsichtlich der Entstehung von Kapitalismus und westlicher Epistemologie deren Parallelität und gegenseitige Bedingtheit hervor. Die Expansion des westlichen Kapitalismus impliziert die Expansion der westlichen Epistemologie mit all ihren Auswirkungen, die von der Herausbildung der Vernunft bis zu Staatstheorien und Kapitalismuskritik reichen. Auch Zuckerhut (2011: 53) hebt die Verflechtungen von Ideologie und Ökonomie hervor, und Quijano (2016: 31-33) beschreibt, wie sich die Kontrolle über den Faktor Arbeit, der Kapitalismus und die Vorstellung von „Rasse“

verbinden und in diesem Zusammenwirken gegenseitig verstärken. Garbe (2013b: 2) schließlich nimmt Bezug auf die gegenseitige Konstituierung von materiellen und kognitiven Dimensionen, die erst in dieser Formation koloniale Beherrschung und Ausbeutung möglich werden ließen.

Einer der wesentlichsten Aspekte in Zusammenhang mit der Entstehung und Verbreitung westlichen Wissens ist die ihnen zugrunde liegende Dimension von Macht. Mit dem Ziel, soziale und kulturelle Kontrolle zu gewinnen, bezog sich koloniale Herrschaft anfänglich auf die systematische Unterdrückung unterschiedlicher Formen von Wissensproduktion und ihres Ausdrucks, auf die Generierung von Perspektiven und auf die Verurteilung einer Subkultur von Ungebildeten. Foucault spricht von „subjugated knowledges“, wenn es um eine Disqualifizierung und den Ausschluss von Erkenntnismöglichkeiten aus dem Wissenskanon geht. In der Folge wurde den Kolonisierten schließlich ein mystifiziertes Bild der eigenen Wissensproduktion aufgezwungen, wodurch sich die kulturelle Europäisierung nicht nur zu einer Orientierungsnorm, sondern auch zu einem Bestreben und einem universalen kulturellen Leitbild entwickelte. Garbe spricht von epistemischer Gewalt, wenn unter physischem Zwang und hegemonialer Durchsetzung bestimmte Erkenntnismöglichkeiten ihrer Legitimation beraubt und verdrängt werden, um damit in der Folge eigenen Vorstellungen alleinige Geltung zu verschaffen (vgl. Foucault 1980: 81-82; Garbe 2013b: 2-3, 6; Quijano 2007: 169-170; Quijano 2016: 42-43).

Damit wird auch deutlich, dass sich die Herausbildung der Moderne nicht ohne die Einbeziehung von kolonialen Machtstrukturen verstehen lässt. Aufklärerische Diskurse spiegelten weniger ein bestehendes Bild der europäischen Gesellschaft wider, sondern leisteten Vorstellungen Vorschub, deren Grundlagen sowohl in einer Legitimation des Kolonialismus als auch in der westlichen Idee von Überlegenheit gegenüber einem unterentwickelten Rest der Welt zu finden sind (vgl. Boatcă 2016: 116-117).

Ideologien, die einen Mythos der Überlegenheit stützen, identifiziert Zuckerhut (2011: 49-50, 60-61) in allen drei Phasen der Modernität, die zur Herausbildung des heute existierenden kapitalistischen Weltsystems beitrugen. Besonders in der ersten (1492-1650) und zweiten (1650-1945) Phase lässt sich der Beginn von epistemischer und sexualisierter Gewalt nachweisen, die in der Schaffung von und der Grenzziehung zu minderwertigen Anderen und in zivilisatorischen Überlegenheitsideologien ihren Ausdruck findet (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xii-xiii).

Dies führt uns nun geradewegs zu richtungsweisenden und bestimmenden Leitgedanken der Moderne, die ich in vier Abschnitte mit folgenden Überbegriffen gegliedert habe: Entwicklung und Zivilisation, Eurozentrismus, die Konstruktion der „Anderen“ und Rationalität und Objektivität. Wie im Folgenden definiert, bildet Eurozentrismus eine übergeordnete Kategorie, Entwicklung und Objektivität stellen hingegen dessen Teilbereiche dar. Auch wenn die Konstruktion der „Anderen“ nach meiner Definition per se nicht als Eigenschaft des eurozentrischen Wissensmodells zu betrachten ist, so ist sie ebenfalls auf eine eurozentrische Repräsentationspraxis zurückzuführen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit und Nachvollziehbarkeit habe ich mich entschieden, die vorab genannte Gliederung und eine Reihung wie folgt vorzunehmen.

### **Entwicklung und Zivilisation**

Die Idee von „Entwicklung“ geht auf Not und Elend im beginnenden Industriekapitalismus zurück. Als Reaktion auf die dramatischen sozialen Folgen versuchte man durch zielgerichtete

politische Interventionen auch Benachteiligten Entwicklung zu ermöglichen. Entwicklung implizierte damit einen absichtsvollen Eingriff mit dem Ziel der Verbesserung. Politische Ökonomen und Frühaufklärer fassten trotz unterschiedlicher Ausrichtungen „Entwicklung [...] als dauerhaft gerichteten Wandel säkularen Ausmaßes“ zusammen. Die Richtung, in die der Wandel verläuft, ist in ihrer aller Sicht eine kumulative [...]“ (Fischer/Hauck/Boatcă 2016: 4). Irgendein wie immer oder auch nicht näher definiertes Merkmal oder Element der Moderne wächst, nimmt zu und vermehrt sich. Entwicklung war damit mit Verbesserung und Wachstum konnotiert und auf eine europäische Situation bezogen, in die soziale Ordnung gebracht werden sollte (vgl. ebd.: 4).

Andererseits kam schon vor der Entstehung der Sozialwissenschaften im 19. Jahrhundert als eine der wichtigsten Eigenschaften des europäisch modernen Wissensmodelles eine evolutionistische Ideologie mit dem Leitgedanken von Entwicklung als unilinear Fortschritt von homogen vorgestellten Gesellschaften auf (vgl. Germaná 2013: 82). Das 16. Jahrhundert wurde darin zum Beginn einer Entwicklungsgeschichte der westlichen Zivilisation erkoren, in der sich Europa als Endpunkt sah. Damit ernannte sich Europa aber nicht nur selbst zum Referenzpunkt einer globalen Geschichte, sondern auch zu einem erstrebenswerten Vorzeigemodell für die ganze Welt und zum Spiegel der Zukunft aller anderen Gesellschaften und Kulturen (vgl. Germaná 2013: 80, 176; Mignolo 2011: xiv). Durch den Glauben, selbst den Höhepunkt einer Entwicklung von der Natur zur Zivilisation zu bilden, sah sich Europa als am weitesten entwickelt und als ausschließlicher Träger dieser Moderne, wodurch die restliche Weltbevölkerung zu Unterlegenen und einer Vergangenheit zugehörigen erklärt wurde. Von hier aus konnte die Mythe einer westlich-europäischen Überlegenheit und ihrer Zivilisierungsmission nun ihren Siegeszug antreten (vgl. Quijano 2016: 47; Zuckerhut 2011: 50-51).

Das Konzept von Entwicklung ist zentral für die epistemische Macht und bezieht sich einerseits auf emanzipatorische Ideale, dient aber auch als umfassendes Konzept von Kontrolle. Auch im politischen Sinn besitzt es seine Bedeutung. Die Idee, dass jeder unabhängige und periphere Nationalstaat die gleichen Phasen wie ein zentraler Staat durchläuft und unabdingbar am Pfad der Modernisierung landet, illustriert und bestärkt die Illusion einer evolutionären Auffassung, die Grosfoguel und Cervantes-Rodríguez (2002: xxii-xxiii, xxiv) mit dem Begriff *Developmentalismus* beschreiben.

In einem eurozentristischen Wissensmodell, auf das ich später näher eingehen werde, verbinden sich nun dichotomische Vorstellungen wie primitiv/zivilisiert, traditionell/modern und nicht-europäisch/europäisch mit der Idee von einer von einem Naturzustand ausgehenden und in eine moderne europäische Gesellschaft mündenden Entwicklung. Durch eine Kodifizierung von „Rasse“ wurden kulturelle Verschiedenheiten naturalisiert und im Zusammenhang mit diesen Neuordnungen entstand nun eine verzerrte Vorstellung, die alle Nicht-Europäer und Nicht-Europäerinnen in eine Zeit der Vergangenheit verortete. Europa sah die lineare Entwicklung seiner Zivilisation hingegen als selbst und unabhängig hervorgebracht und allen anderen von Natur aus überlegen (vgl. Quijano 2016: 67-70). Die Kontrolle, Beherrschung, Ausbeutung und Zählung der unzivilisierten Wilden wurden zu einem naturalisierten Mechanismus und einer Notwendigkeit in der modernen, kolonialen Ordnung (vgl. Walsh 2015: 104).

Die Idee von Moderne baut, so Mignolo (2011: xiv), auf einer Zeit- und einer Raumsäule auf, wobei Zivilisation den Orientierungspunkt der Zeitsäule darstellt und sich die Raumsäule auf eine Differenzierung von Barbaren und Zivilisierten bezieht.

Der Vorstellung von „Rasse“ lagen nun einerseits räumliche und zeitliche Zuordnungen aber auch phänotypische Merkmale als Unterscheidungskriterien zugrunde. In der Phase der zweiten Modernität wurde die Bedeutung phänotypischer Unterschiede auch wissenschaftlich bestätigt.

Das in Soziobiologie und Eugenik produzierte Wissen diente der Rechtfertigung von biologisch-rassistischen Diskursen, die Idee einer objektiven Natur drang zunehmend in wissenschaftlichen Erklärungsmodellen ein. Die Zivilisierung der Wilden und die Eingliederung der natürlichen Welt in die europäische Wissenschaft stellten konstituierende Elemente der Machtausbreitung dar. Erforschung, Erklärung und Klassifizierung der natürlichen Welt brachten die Schaffung einer kulturellen Ordnung mit sich und bekräftigten darüber hinaus die Kontrolle (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xiv; Walsh 2015: 104). Durch die Idee von „Rasse“, die als Kategorie im modernen Sinn vor der Kolonisierung nicht existiert hatte, kam es in der Folge zu einer grundlegend rassistischen Klassifizierung der Bevölkerung: „Rasse“ wurde zur ersten Sozialkategorie der Moderne. Die natürlich differenziert und vorgestellten „Rassen“ legitimierten Herrschaftsverhältnisse und Praktiken in einer von Unter- bzw. Überlegenheit geprägten Beziehung zwischen Herrschenden und Beherrschten. Auf Grund von phänotypischen Merkmalen rassialisierte Bevölkerungsgruppen wurden so in eine natürliche Position der Unterlegenheit gebracht und damit auch ihre Denkweisen und kulturellen Merkmale (vgl. Kastner/Waibl 2016: 11; Quijano 2016: 26-29; Quintero 2013: 60). „Rasse“ „[...] wurde also zum ersten Hauptkriterium für die Einteilung der Weltbevölkerung in Rangstufen, Stellungen und Rollen in der Machtstruktur der neuen Gesellschaft“ (Quijano 2016: 29).

Das Konzept von „Rasse“ wirkte sich schließlich auch auf die Zuordnung von Arbeit aus. Die Verbindung von „Rasse“ und Arbeitsteilung führte zu einer rassialisierten Arbeitsteilung, wodurch in der Folge mit der Kontrolle über eine bestimmte Arbeitsform zeitgleich die Kontrolle über eine spezifische Menschengruppe ausgeübt werden konnte (vgl. ebd.: 31-33). Sklaverei verdeutlicht in diesem Sinne das Zusammenwirken von epistemischer Macht und sozialer und materieller Beherrschung, begründet sich dadurch doch die Entstehung der zweiten Phase der Modernität (vgl. Quintero 2013: 61; Zuckerhut 2011: 53).

Evolutionistische Theorien, dichotomische Denkweisen und die Idee von „Rasse“ werden uns als Instrumente von Macht nun auch im nächsten Kapitel treue Begleiterinnen bleiben.

## **Eurozentrismus**

Quijano (2016: 63-64) definiert Eurozentrismus allgemein als eine Erkenntnisperspektive, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts systematisch in Westeuropa ausgearbeitet wurde und sich als Kontext der bürgerlichen Säkularisierung und auf Basis kolonialer Machtmuster konstituierte. Die hervorstechendsten Wesenszüge von Eurozentrismus stellen die Verbreitung von spezifischen Wissensperspektiven durch Kolonisierung und das Überstülpen über andere und bestehende Wissensformen dar.

Auch Garbe (2013b: 3-5) nimmt darauf Bezug und verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der epistemischen Gewalt. Diese ist in der Legislative, in Ideologien und in der Wissenschaft zu finden und in diesen Bereichen wirksam. Garbe kritisiert die häufige Reduktion von Eurozentrismus auf eine verharmlosende Variante von Ethnozentrismus. Die Tendenz zum Einnehmen eines kulturell und sozial beeinflussten Blickwinkels beschreibt Ethnozentrismus demnach als annähernd natürliches und unausweichlich anzusehendes Phänomen. Solch eine Abschwächung vernachlässigt aber in Hinblick auf Eurozentrismus dessen geschichtliche Dimension und die Frage, wie sich Wissensperspektiven einer bestimmten, in unserem Fall also europäischen Gruppe durch Kolonialismus und Kapitalismus verbreiten und durchsetzen konnten.

Eurozentrismus, so argumentiert Garbe (2013b: 3-5), lässt sich als geschichtliche Besonderheit auf die Eroberung Amerikas zurückführen. Hier betrachtete Europa die Kolonisierten einerseits

von ihren Möglichkeiten her als potentiell gleich, gleichzeitig jedoch als modernisierungs- und zivilisierungsbedürftig. Um dieser Entwicklung den Weg zu ebnen, schien die Annahme der europäischen Denkweise durch die Kolonisierten als unvermeidliches und notwendiges Mittel. Eurozentrismus als Form von epistemischer Gewalt meint damit nicht nur, die Welt der Anderen durch einen eigenen und perspektivischen Blickwinkel zu sehen, sondern darüber hinaus eine fremde Bevölkerung zur An- und Übernahme der eigenen Sichtweise zu zwingen. Damit ist

*„[...] das deutlichste Kennzeichen des Eurozentrismus [...] die Art und Weise, den Kolonisierten einen verzerrten Spiegel aufzuerlegen, der sie von da an zwingt, sich mit den Augen der Dominanten zu sehen und so die historisch und kulturell autonome Perspektive der unter dem aktuellen Machtmuster Beherrschten zu blockieren und zu verdecken.“ (Quintero 2013: 64)*

Mit Bezug auf Quijano hebt Germaná (2013: 82) die vier wesentlichsten Eigenschaften eines eurozentristischen Wissensmodells hervor: radikaler Dualismus, Evolutionismus, Objektivität von Erkenntnis und eine atomistische Auffassung des sozialen Lebens.

Im vorangegangenen Kapitel habe ich bereits auf die Bedeutung von Evolutionismus und seine Form der Wirksamkeit in Verbindung mit dualistischen Denkmustern hingewiesen. Dichotomien wie primitiv/zivilisiert und europäisch/nicht-europäisch wurden mit der Vorstellung einer unilinearen Entwicklung assoziiert und in der Folge naturalisiert. Dies trug nicht nur zu Rassenideen bei, sondern führte auch zu einer mythologisierten Auffassung von Fortschritt, auf dessen Höhepunkt sich ein modernes, zivilisiertes und rational-wissenschaftliches Europa selbst platzierte (vgl. Quijano 2016: 46, 67-70, 77-78).

Neben der Konstruktion der Kategorie „Rasse“ impliziert auch das Prinzip von Gender dichotomisches Denken. Zuckerhut (2011: 53, 56-57) richtet in ihrem Text die Aufmerksamkeit auf sexualisierte, rassialisierte und epistemische Gewalt im Zusammenhang mit den Auswirkungen von Kolonialismus. Aus einer feministischen Perspektive ortet sie den Beginn von Gendering, also die Verdrängung der Frau aus dem ökonomischen und das Abdrängen in den häuslichen Bereich, in der Phase der ersten Modernität, wo es sowohl zur Abwertung von weiblichen Eigenschaften und Tätigkeiten kam, als auch duale Denkweisen von Natur/Kultur und Wildheit/Zivilisation ihren Durchbruch erlangten. Gleichzeitig fand mit Gendering auch eine Differenzierung von zwei Weiblichkeitsformen statt: eine wilde und noch zu zivilisierende wurde einer domestizierten Frau gegenübergestellt. Auf dieser Grundlage bildeten sich in der zweiten Phase der Modernität spezifische Geschlechterrollen und das Rollenbild einer modernen Frau heraus, wobei Frauen, die diesem modernen Bild nicht entsprachen, mit Attributen von traditionell und unzivilisiert abgewertet und einer nicht-westlichen Kategorie zugeordnet wurden.

In Mesoamerika und der Andenregion gestalteten sich Genderkonstruktionen dynamisch, fluid, offen, flexibel und nicht-hierarchisch. Statt auf anatomischen Unterschieden gründeten diese sich auf Performanz. Mit der Einführung eines europäisch dualen Genderprinzips zerschlug sich die mesoamerikanische Geschlechterkomplementarität und mündete in der Folge in soziale Klassifikation und Hervorheben von Genderunterschieden; diese führten schließlich zur Entstehung von Genderhierarchien und Patriarchat. Auf diese Weise entwickelte sich das Prinzip von Gender zu einem kolonialen, zivilisatorischen und männlichen Projekt. Nur die Zivilisierten waren Menschen, nur die bürgerlichen Männer hatten Geist und Verstand, nur die Frauen schufen die Bedingungen, um Arbeitskräfte und Subsistenz im Interesse des Kapitals zu reproduzieren. Das koloniale Zivilisationsprojekt sollte Kolonisierte in Männer und Frauen umformen und den dichotomischen Genderunterschieden unterwerfen. Damit baute die Idee von Gen-

der im Anschluss an die Erfindung der Kategorie „Rasse“ nicht nur in gleicher Weise auf Dichotomien auf, sondern wurde ebenfalls zu einem essenziellen Instrument, das westliche Ordnung und koloniale Macht bestätigen sollte (vgl. Quijano 2016: 28; Walsh 2015: 105-111).

Auch die Idee von Objektivität hat dichotomisches Denken zur Grundlage. Die durch die cartesianische Erkenntnistheorie eingeführte Trennung von Subjekt und Objekt – ich komme darauf im letzten Abschnitt dieses Kapitels noch ausführlich zurück – etablierte mit dem Subjekt die Auffassung eines vernünftigen und nicht verorteten Individuums, das isoliert und losgelöst von jeglicher Kontextgebundenheit objektives und wissenschaftliches Wissen hervorbringen könne (vgl. Germaná: 2013: 82; Quijano 2016: 75-76).

Eine atomistische Auffassung stellt letztlich das vierte Merkmal der eurozentristischen Perspektive dar. Dies bedeutet ein Verständnis vom sozialen Leben als Gefüge einer Reihe differenzierter Bereiche, die sich in ihrem Zusammenwirken als organisch, systemisch und funktionalistisch darstellen. Im Zusammenhang mit sozialem Wandel verweist diese Vorstellung auf einen historischen Prozess, bei dem sich zentrale, als homogen imaginierte Einheiten oder auch ein gesamtes System kontinuierlich und vollständig in Richtung einer höheren Qualität entwickeln und damit das Vorangegangene ersetzen. Anders wäre die evolutionistische Vorstellung von Geschichte nicht möglich und sinnvoll. Am Beispiel des Kapitalismus demonstriert Quijano (2016: 70-73) allerdings, dass das Gegenteil der Fall ist und hebt die Heterogenität der geschichtlichen Entwicklung hervor. Wandlungsprozesse zeigen sich damit weder als homogene und kontinuierliche Transformation, noch sind sie linear, eingleisig und vollständig (vgl. Germaná 2013: 82).

Auch in der Konstruktion der „Anderen“ wird eine eurozentristische Perspektive sichtbar. Die europäische Selbstüberhöhung zeigt sich um eine Facette reicher.

### **Die Konstruktion der „Anderen“**

Die Phase der ersten Modernität bildet die Grundlage sowohl für die Selbstkonstitution Europas als auch für die Konstruktion von „Anderen“. Die Vertreibung und Ausgrenzung der arabischen und jüdischen Bevölkerung aus Spanien und die Kontrolle der „Reinheit des Blutes“ stellten dabei den Anfang dar. Zeitgleich mit der Errichtung dieser inneren Grenze wurden äußere Grenzen gegenüber Amerika und später auch gegenüber Afrika gesetzt. Mit der Phase der zweiten Modernität wurden diese Grenzen modifiziert, vertieft, gefestigt, ergänzt und erweitert. Grenzbeziehungen gegenüber der jüdischen und arabischen Bevölkerung verstärkten sich und „Zigeuner und Zigeunerinnen“ kamen als neue Gruppe hinzu. Bestehenden und vorgestellten äußeren Grenzen wurde nun auch eine Nord-Südgrenze hinzugefügt, die sich später zum Synonym für eine Trennung zwischen „entwickelten“ und „noch zu entwickelnden“ Ländern verwandelte (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xii-xiii; Zuckerhut 2011: 50-51, 60-61).

Die Phase der ersten Modernität war für die Herausbildung von Okzidentalismus und Orientalismus zentral. Der Begriff des Okzidentalismus bezeichnet die zu diesem Zeitpunkt vorherrschende Denkströmung, die damit zum einen den geo-historischen Raum der westlichen Kultur benennt, und zum anderen den bis heute gültigen und privilegierten Artikulationsort festsetzt: der Westen als Zentrum der Welt beschreibt, reiht und konzeptualisiert den Rest der Welt. Ohne diese sozio-historische Verortung hätte der später aufkommende Orientalismus nicht konzipiert werden können. Mit der Erfindung Amerikas um 1500 entstand also die Idee eines Westens (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xii-xiii; Zuckerhut 2011: 51, 59).

*„Die Macht des Okzidentalismus liegt vor allem in seiner privilegierten geo-historischen Lokation, ein Privileg, das er sich selbst, durch den wachsenden hegemonialen*



*Glauben an die eigene rassische, religiöse, philosophische und wissenschaftliche Überlegenheit, zuschreibt.*“ (Zuckerhut 2011: 59-60)

Der Okzidentalismus ist Ausdruck einer eurozentristischen Repräsentationspraxis. Mit den Ideen von Westen und einer europäischen Identität wurden Unterschiede zu anderen Kulturen anerkannt. Die Welt wurde in einzelne voneinander getrennte Einheiten gegliedert und aus ihrem außereuropäischen Kontext und ihrer gegenseitigen Bezogenheit herausgerissen, was die koloniale Ordnung unsichtbar werden ließ. Durch Umdeutungen und neue Wertungen wurden Unterschiedlichkeiten und anerkannte Differenzen in hierarchische Verhältnisse verwandelt und auf eine natürliche Basis gestellt. Diese Art der Repräsentation, die sich schließlich auch im Orientalismus wiederfindet, legitimierte die koloniale Expansion als natürlich, bestätigte die Überlegenheit der westlichen Zivilisation und stützte asymmetrische Machtverhältnisse (vgl. Garbe 2013b: 5-6; Quijano 2007: 173-174).

Okzidentalismus stellte die Voraussetzung für die Entstehung von Orientalismus dar, den Edward Said 1978 in seinem Werk „Orientalism“ beschreibt. Okzidentalismus bildete die erste geopolitische Vorstellung im modernen und kolonialen Weltsystem ab, die dann um den Orientalismus erweitert wurde. Während im Okzidentalismus nur eine, nämlich die westliche Zivilisation existierte, bezieht sich Said in Hinblick auf den Orientalismus auf die historisch spezifischen Beziehungen zwischen zwei Zivilisationen in zwei unterschiedlichen geokulturellen Gegenden, die als verschiedenartig konstruiert wurden. Gerade in der Konstruktion dieses Gegenbildes spiegelt sich aber vor allem die westliche Sichtweise von sich selbst wider (vgl. Garbe 2013b: 6).

Said, ein palästinensisch-amerikanischer Literaturwissenschaftler und einer der führenden Interpreten von Foucault, läutete mit seinem theoretischen Werk den Postkolonialismus ein, indem er die Verschränkung von Wissen und Herrschaft offenlegte. Mittels dieser Verbindung wurde es möglich, in einer westlichen Wissenschaft die Fremdheit des Orients so zu konstruieren, dass dieser von einem fortschrittlichen, zivilisierten, männlichen, aufgeklärten und biologisch überlegenen Okzident abzuheben und abzugrenzen war und durch Rückständigkeit, Zivilisierungsbedarf, Unterlegenheit und Weiblichkeit gekennzeichnet wurde. Diese Repräsentation des defizitären „Anderen“ ließ den Orient zu einem berechtigten Objekt von Kolonisierung und Kontrolle werden, die europäische Kultur hingegen gewann an Macht, Identität und Legitimation zur Aufrechterhaltung von Kolonialismus (vgl. Boatcă 2016: 114; Fink/Leinius 2014: 117).

Said konnte mit seiner Analyse erstmals herausarbeiten, dass sich Kolonialismus nicht auf eine soziale Herrschaftspraxis reduzieren lässt, sondern zugrunde liegende Diskurse bereitstellte, die (vermeintliche) Unterschiede mit dem Ziel einer Abgrenzung hervorhoben (vgl. Boatcă 2016: 114).

Dies bestätigt sich nun auch im Zusammenhang mit der Entstehung neuer wissenschaftlicher Zugänge und Paradigmen, in denen Abgrenzungen und Differenzierungen einen zentralen Stellenwert erhielten.

## **Die Ideen von Rationalität und Objektivität**

Das Zeitalter der Moderne beinhaltete die Verlagerung von einem religiös orientierten zu einem rational-gesetzmäßigen Weltbild. Dieser Prozess der Rationalisierung begünstigte sowohl die Entstehung einer kapitalistischen Ökonomie als auch die Säkularisierung (vgl. Inglehart 2001: 9968). Anfangs bezog sich der Glaube an ein trag- und zukunftsfähiges Wissenssystem auf

theologische Begrifflichkeiten, später auf die säkulare Philosophie sowie die Human- und Naturwissenschaften. Allerdings war dieses Wissen „westlich kodiert“ und in imperialen oder modernen Sprachen wie Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Deutsch und Englisch abgefasst. Nur ein kleiner Teil der Menschheit profitierte vom Glauben an ein einziges Wissenssystem (vgl. Mignolo 2011: xii).

Die von einem zunehmenden Rationalisierungsprozess geprägte Neustrukturierung von Ordnungen des sozialen Lebens charakterisierte eine Moderne, die sich selbst als aufgeklärt, neu und in der Menschheitsgeschichte am meisten fortgeschritten betrachtete (vgl. Germaná 2013: 79-80). Gleichzeitig aber brachte die Darstellung von Moderne und Rationalität als ausschließlich europäische Phänomene die Entstehung von spezifisch dualen Kategorien wie Orient/Okzident, rational/irrational und mythisch versus wissenschaftlich mit sich (vgl. Boatcă 2016: 114; Quijano 2016: 45).

Mit Descartes gab es ein völlig neues Erkenntnismodell, durch das bisher für untrennbar gehaltene Dimensionen des menschlichen Seins voneinander separiert wurden. Subjekt und Objekt, Körper und Nicht-Körper wurden nun zu getrennten Entitäten erklärt und mit spezifischen Bedeutungen versehen. In diesem neu hervortretenden säkular-rationalen Wissensparadigma wurde ein geistiges, mit Vernunft versehenes und zu Wissen befähigtes Subjekt von einem Objekt abgegrenzt, das dem Körper und der Natur nahestand und durch seine Herauslösung aus der Sphäre der Vernunft und aus jeglichem Beziehungsgeflecht nichts anderes als ein Objekt von Erkenntnis sein konnte. Das Subjekt hingegen wurde als unbestimmtes Individuum entworfen, das weder historisch noch sozial verortet war (vgl. Germaná 2013: 82; Quijano 2007: 172-174; Quijano 2016: 73-76).

Aus diesen grundlegenden Annahmen ergaben sich nun unterschiedliche Folgerungen und Konsequenzen. Zum einen konnte mit diesem Wissensmodell die Vorstellung von „Rasse“ theoretisiert werden. Rassialisierte und der Natur nahestehend definierte Menschen galten nicht als rationale Subjekte und wurden so zu Untersuchungsobjekten erklärt. Diese Differenzierung, die auf der Idee von Natürlichkeit aufbaute, mündete damit nicht nur in eine willkürliche Überhöhung von Unterschieden und in deren Hierarchisierung sondern auch in einen radikalen Dualismus. Die europäische Kultur als Subjekt und Trägerin von göttlicher Vernunft und Wissen stellte das Zentrum dar, durch die ein der Natur nahestehendes und wissensloses Objekt klassifiziert, beschrieben und studiert werden konnte. Damit einhergehend wurden jegliche Wissensproduktion der Kolonisierten und jeglicher Austausch von Wissen gehemmt und unterdrückt. Die Peripherie trat nicht als Teil der Moderne ins Weltsystem ein, sondern als ihre dunkle Seite, die durch herrschaftliche Praktiken, Genozide und die Aberkennung politischer, sozialer und kultureller Rechte beherrscht und kontrolliert wurde. In Folge der Trennung zwischen Subjekt und Objekt kam es darüber hinaus auch zu einer Individualisierung des Subjekts und dessen Entwurzelung aus einem historisch-sozialen Kontext sowie zur Verleugnung der Bedeutung von Intersubjektivität für die Entstehung von Wissen. Nur durch die Einklammerung und Isolierung des Subjekts und die damit einhergehende Annullierung der Verortung von Forschenden konnte Wissen als objektive und universelle Erkenntnis von Realität gedeutet werden. Sämtliches Wissen ebenso wie die Kategorien „rassisch“ oder „ethnisch“ konnten aus einer eurozentrischen Perspektive nun als objektiv und wissenschaftlich präsentiert werden. Deutlich wird damit, wie sich ein europäisches Paradigma von rationalem Wissen nicht nur im Kontext sondern auch als Bestandteil europäisch kolonialer Herrschaft über den Rest der Welt konstituieren konnte (vgl. Boatcă 2016: 120; Germaná 2013: 82; Kastner/Waibl 2016: 11; Quijano 2007: 168, 172-174; Quijano 2016: 73-78).

In Bezug auf den ersten Teil meiner eingangs vorgestellten Fragestellung und die Frage nach der Art und Weise von moderner europäischer Wissensproduktion im Zusammenhang mit Kolonialismus ergibt sich zusammenfassend ein eindeutiges und schlüssiges Bild. Europäische Ideologien und Denkweisen sind in ihrer Entstehung und Entwicklung vor dem Hintergrund und im Kontext von massiven innereuropäischen Umbruchsprozessen und kolonialen, über die europäischen Grenzen hinausreichenden Expansionspolitiken zu betrachten. Auf dieser Grundlage entstand das moderne Wissenssystem als ein ambivalentes und widersprüchliches Projekt, das innerhalb von Europa für Aufbruchsstimmung und Heilsversprechen zu sorgen hatte und gleichzeitig koloniale Herrschaftsmacht legitimieren und festigen sollte. Fußend auf vielschichtigen Ebenen sicherte Wissen koloniale Bestrebungen und Praktiken ab und begründete damit Ausbeutung und europäische Vorherrschaft. Leitgedanken und Paradigmen von Evolutionismus, Dualismen, Rationalität und Objektivität bildeten dafür die Eckpfeiler und Voraussetzungen und damit einen fruchtbaren Nährboden für das Heranwachsen zivilisatorischer, rassialisierter und sexualisierter Vorstellungen. All diese Ideen beruhten und liefen gleichzeitig auf die Erhöhung eines Europas hinaus, das mittels naturalisierender Argumentationslinien den Rest der Welt für subaltern und unterlegen erklärte. Durch die Dimension der epistemischen Gewalt verkörperte das sich konstituierende moderne Wissenssystem damit ein Machtmodell, das nicht nur subalterne Wissensproduktion unterdrückte, sondern auch zu sozialer, ökonomischer und politischer Beherrschung einen grundlegenden Beitrag leistete.

Bevor ich auf den zweiten Teil meiner Fragestellung fokussiere, möchte ich noch einmal das in der Einleitung geschilderte Gespräch mit dem Kaffeehausbesitzer in Erinnerung rufen. Dass weder ich noch vermutlich der Kaffeehausbesitzer die Form der Zusammenarbeit zwischen Verband der Röstereien und Kaffeeanbauenden genau kennen, ist für meine Zwecke nicht so bedeutsam wie die Art und Weise, in welcher der junge Mann diese Zusammenarbeit darstellt und wie sie auch für gewöhnlich nachvollziehbar und nicht weiter reflexionsbedürftig erscheint. Die Röstereien unterstützen ja erfreulicherweise die lateinamerikanischen Kaffeeanbauenden, indem sie ihnen zeigen, wie man die Kaffeequalität weiter steigern und sich damit noch vorteilhafter am kapitalistischen Markt positionieren kann. Man könnte den Versuch wagen, die Geschichte auch ganz anders zu erzählen: ein europäischer Verband von Röstereien, getragen von Überlegenheits- und kapitalistischen Wachstumsideologien, sieht sich in seinem objektiven und universell gültigen Wissen um Kaffeeanbau am höchststehenden und erklärt als rückständig und modernisierungsbedürftig erachteten Kaffeeanbauenden eine anzustrebende Entwicklungsrichtung. Unter dem Deckmantel von Hilfe zur Besserstellung werden die Kaffeeanbauenden durch Repressalien und Ausbeutung in ein neoliberales Wirtschaftssystem gedrängt, in dem die beteiligten Röstereien eine günstige Kaffeeproduktion als Steigbügelhalter nützen, um Kontrolle, Macht und Hierarchie in einem globalen Gefüge weiter aufrecht zu erhalten und auszubauen.

Allerdings – wir befinden uns nicht mehr in einem kolonialen Zeitalter sondern im 21. Jahrhundert. Haben Dekolonisation, Globalisierung und politische Umwälzungen zu keiner Umgestaltung der modernen europäischen Denkweise geführt? Und falls doch, was wäre das Bemerkenswerte daran und wie wäre es zu beschreiben? Ich möchte an dieser Stelle mit den Worten von Quijano (2016: 48) antworten:

*„Das Bemerkenswerte daran ist nicht, dass die Europäer so über sich und den Rest der Spezies dachten – das ist kein Privileg der Europäer -, sondern die Tatsache, dass sie in der Lage waren, jene historische Denkweise zu verbreiten und im neuen intersubjektiven Universum des globalen Machtmodells als hegemonial zu verankern.“*

## **Das „Konzept von Kolonialität“**

Der Prozess der hegemonialen Verankerung und Verbreitung dieser Denkweisen ging von Westeuropa aus. Durch die dort stattfindende Konzentration von Kapitalmarkt und Lohnarbeit und die dadurch eingeleitete soziale und kulturelle Veränderung nahm die Kolonialität von hier ihren Ausgang. Die Moderne stand von Beginn an mit Kolonialität und ihrer Dimension von Macht in Zusammenhang (vgl. Quijano 2016: 58-59).

Die politisch-juristische Dekolonisation wurde im 20. Jahrhundert beendet und in der Folge die Idee von einem kolonialen Zentrum und einer am Rande stehenden Peripherie als hinfällig erklärt. Der Prozess der Emanzipation und Eigenständigkeit trat allerdings nie wirklich ein. Die europäischen, ehemals kriegführenden und im Zentrum stehenden Länder konsolidierten ihre Beziehungen und ihre Machtposition, indem sie gemeinsam den Rest der Welt als „unterentwickelt“ oder „noch zu entwickelnd“ erklärten. In den ehemaligen lateinamerikanischen Kolonien dominierte weiterhin eine weiße kreolische Elite, die sich an den Ideen und Kategorien der Aufklärung orientierte, diese aber gleichzeitig den „Anderen“ verweigerte und verwehrte. So setzten sich auch nach Beendigung des politischen Kolonialismus koloniale Beziehungs- und Herrschaftsverhältnisse fort (vgl. Fischer/Hauck/Boatcă 2016: 5; Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xix; Quijano 2007: 169; Zuckerhut 2011: 52).

Differierende soziale und auf dem Konstrukt der natürlichen Verschiedenheit aufbauende Klassen von Herrschenden und Beherrschten stellen bis heute einen der bedeutendsten Mechanismen dar, durch die die Akkumulation des Wohlstandes im Zentrum geschaffen werden soll. Weltweite Ressourcen sind unter europäischer Kontrolle und dienen einer europäischen Minderheit (vgl. Kastner/Waibl 2016: 13; Quijano 2007: 168). Wissensproduktion, Wertvorstellungen, kulturelle Erfahrungen und die Auffassung von Geschichte waren gemeinsam mit der Entstehung von Kapitalismus und Arbeitsteilung Dimensionen der Kolonialherrschaft, die sich auf hierarchische Vorstellungen von „Rasse“ und Geschlecht gründeten. Im Rahmen der kolonialen Expansion wurden all diese Elemente in eine globale Ordnung eingebunden, in der das europäische Zentrum Kontrolle über Subjektivität, Kultur und Wissensproduktion ausübte und Wissen und Werte in universelle Wahrheiten transformierte (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xx; Quijano 2016: 42). So richtet sich das Interesse der in der Phase der dritten Modernität nach 1945 geschaffenen Institutionen wie Weltbank und Währungsfonds beispielsweise weniger auf die Entwicklung und Selbstbestimmung aller als vielmehr auf den Fortbestand kolonialer Vorstellungen, Ausbeutungs- und Herrschaftsstrukturen (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xxi; Zuckerhut 2011: 54).

Die Moderne, die Ideologien von Rationalisierung und Entwicklung zum einen hervorbrachte und die Kolonialität, die Machtverhältnisse auf naturalisierende Konstruktionen aufbaut und daraus Über- und Unterlegenheit ableitet zum anderen, stellen die beiden Seiten und die Grundlage eines gegenwärtigen Machtmusters dar. Die westliche Moderne reklamierte die Einzigartigkeit ideologischer Errungenschaften für sich und blendete damit ihre Herleitung aus dem kolonialen Kontext systematisch aus. Kolonialität wurde somit zum konstituierenden und gleichzeitig versteckten Teil der Moderne. Aufbauend auf Konzepten der Moderne und der Weltsystemtheorie ist es Aníbal Quijanos Verdienst, in seinem „Konzept von Kolonialität“ Kolonialismus, Kolonialität und Moderne in einen Zusammenhang zu bringen und Kolonialität als umfassende und konstitutive Dimension von Moderne herauszuarbeiten (vgl. Boatcă 2016: 121; Germaná 2013: 79-80; Mignolo 2002: 60-61; Mignolo 2011: xxi).

In der westlichen Sozialtheorie beschränkten sich im 20. Jahrhundert theoretische Debatten zur Frage der Macht anfangs auf liberale und marxistische Strömungen. Während sich der Liberalismus vor allem mit der politischen Dimension von Macht befasste, konzentrierte sich Marx in

seinen Werken auf deren ökonomischen Charakter, womit sich die Frage von Macht jeweils auf einen einzelnen Bereich reduzierte. Mit einem Fokus auf die aktuelle Weltgeschichte und das gegenwärtige soziale Leben verlor die Frage der Macht nach dem Zweiten Weltkrieg an Bedeutung, Macht wurde zunehmend unsichtbarer. Im deutschsprachigen Raum wurde soziale Ungleichheit als Randbereich von Migrations- und Rassismusforschung abgehandelt, lateinamerikanische Beiträge blieben darin aber stets ausgespart. Erst seit den 1990er Jahren begann man, den Zusammenhang von Rassismus und Kolonialismus zu erörtern. Ganz anders stellte sich die Situation allerdings im peripheren Lateinamerika dar. Im kritischen lateinamerikanischen Denken erhielten Konstitution, Kennzeichen und Ausübung von Macht schon lange besondere Aufmerksamkeit. Vor diesem Hintergrund bildete sich Anfang der 1990er Jahre mit Aníbal Quijano, einem peruanischen und dem Marxismus nahestehenden Soziologen, eine Richtung heraus, die Macht nicht länger unter dem Blickwinkel von Klassengesellschaft analysierte. Eine koloniale Kontextualisierung von Macht eröffnete nun eine Perspektive auf Moderne, in die Lateinamerikas historische und kulturelle Erfahrungen eingebunden waren und fundamentale Bedeutung erhielten. Als epistemisches Zentrum wurde die Kategorie „Kolonialität der Macht“ zu einem Begriff, der das gegenwärtige globale und moderne/kapitalistische Beherrschungsmodell auf die Kolonisation Amerikas, den von Europa im 16. Jahrhundert ausgehenden Kolonialismus, einen Klassifizierungsprozess von „Rasse“ und das Machtmuster der Moderne zurückführte (vgl. Kastner/Waibl 2016: 9-10, 16-17; Quintero 2013: 53-55; Walsh 2015: 102). Unter Bezugnahme auf Maldonado-Torres beschreibt Garbe (2013a: 38) Kolonialität als ein Machtmodell, das aus dem modernen Kolonialismus entsteht, aber nicht länger auf ein formales Machtverhältnis zu reduzieren ist: vielmehr ist es durch die Art und Weise gekennzeichnet, wie das Zusammenspiel von Wissen, Arbeit, Autorität und intersubjektiven Verhältnissen durch die Idee von „Rasse“ ausgedrückt wird. Kolonialität, also ein spezifisches strukturelles Machtmuster der Moderne, nahm mit der Eroberung des amerikanischen Kontinents seinen Ausgang, bildete und etablierte sich in der nachfolgenden weltweiten Hegemonie Europas und besteht aus der Verknüpfung eines Beherrschungs- mit einem Ausbeutungssystem (vgl. Quintero/Garbe 2013: 10). Die eurozentrische koloniale Kultur bleibt darin geografisch nicht mehr auf Europa beschränkt, sondern formt und gestaltet ein modernes und koloniales Weltsystem. Kolonialität beschränkt sich somit nicht auf die Periode kolonialer Herrschaft, sondern zeigt sich als politische Ordnung, die verbreitetste Form von Herrschaft nach dem Ende des Kolonialismus (vgl. Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xxii; Quijano 2007: 170). Wenn auch häufig als Theorie bezeichnet, so spiegelt dieser Ansatz aber kein neues theoretisches Paradigma wider, sondern stellt vielmehr eine Gesamtheit und Vielfalt von epistemischen und politischen Perspektiven dar und markiert eine Realität, die sich aus Gegenwart und Vergangenheit zusammensetzt (vgl. Quintero 2013: 55; Walsh 2015: 102).

Die Grundaussage zeigt sich in einem europäischen Narrativ von Moderne, das auf der Verherrlichung der Errungenschaften westlicher Zivilisation aufbaut und gleichzeitig seine dunkle Seite verbirgt. Kolonialität ist konstitutiv für die Moderne: es gibt keine Moderne ohne Kolonialität. Im Gegensatz zu Kolonialismus stellt Kolonialität ein bis heute anhaltendes Machtverhältnis und damit sowohl Kehrseite als auch Voraussetzung der westlichen Moderne dar. Konzeptualisierungen von „Rasse“ und des vom Okzident differierenden „Anderen“, Hierarchisierungen von Glaubens- und Wissenssystemen, Formen der Arbeitskontrolle, ökonomische und politische Machtasymmetrien, sichtbar gemacht auf kultureller Ebene, und eine westeuropäische Zivilisation als Universalstandard bestimmen auch weiterhin das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen „alter“ und „neuer“ Welt (vgl. Boatcă 2016: 119-120; Mignolo 2011: 2-3). „Das Konzept [...] soll die Einsicht vermitteln, dass das Weltsystem umso moderner wurde, je kolonialer es war, [...]“ (Boatcă 2016: 120).

Quijanos Konzept von Kolonialität stellt zugleich Zentrum und Anknüpfungspunkt einer weiterführenden Entwicklung dar, auf die ich im nächsten Abschnitt näher eingehen werde. Im Zuge dieser Entwicklung kam es zu einer Ausformulierung dieses Konzeptes, das nun auf drei Ebenen angewendet wird: Kolonialität von Macht, Wissen und Sein. „Kolonialität von Macht“ präsentiert sich darin allerdings als die komplexeste Formulierung und geht im Wesentlichen auf Quijanos Konzept zurück (vgl. Garbe 2013a: 21, 37-40).

Als grundlegende Besonderheit erweist sich Quijanos Bestreben, „[...] die sozialen Verhältnisse und Machtdispositionen in Lateinamerika aus der lokalen Realität heraus zu analysieren und nicht nur anhand von theoretischen Importen“ (Garbe 2013a: 41). Dieser Zugang bildet ein konstitutives Element von Dekolonialität und wird uns damit noch weiter begleiten. Das Konzept der „Kolonialität der Macht“ verbindet eine Reihe von Dimensionen, die sich schließlich in einem Modell von zwei zusammenwirkenden Achsen bündeln. Basis dieses Konzepts stellen weltweite kapitalistische Macht, rassialisierte Klassifikationen und deren Auswirkungen auf die materiellen und subjektiven Ebenen alltäglicher Existenz dar; darauf aufbauend, erweisen sich globale Arbeitsteilung und alle Formen kapitalistischer Produktionsweisen als weitere zentrale Komponenten (vgl. Garbe 2013a: 40-41). Die erste Achse dieses Modells stellt die Vorstellung von „Rasse“ dar, die aus biologisch begründeten Unterschiedlichkeiten soziale Klassifikationen und Unter- bzw. Überlegenheit ableitet. Als erste Sozialkategorie der Moderne bildet diese Idee die Grundlage des kolonialen Machtmusters und erweist sich als die nachhaltigste und gravierendste Form einer Beherrschung, die jeden sozialen und existenziellen Bereich durchdringt. In der Folge stellte „Rasse“ nicht nur den Anknüpfungspunkt für Ideen von Klasse und Geschlecht dar, sondern erhielt auch eine geokulturelle Dimension, in der sich physiognomische Merkmale mit geokulturellen Identitäten vereinten: „Weißen“, „Negern“ oder „Gelben“ wurden geographische Regionen wie Europa, Asien, Afrika oder Orient zugewiesen, in denen sie geokulturell verortet wurden. Gleichzeitig etablierte sich die zweite Achse, die durch die Entstehung neuer sozial-materieller Produktionsverhältnisse in die Kontrolle über Arbeit, Arbeitskraft, Ressourcen und Produkte mündete und damit mit Kapital und Weltmarkt in Verbindung stand. Diese zweite Achse des Modells verschränkt sich nun mit den auf „Rasse“ basierenden sozialen Klassifikationen und den neu erschaffenen geokulturellen Identitäten. Nur durch die Verbindung dieser zwei historischen Achsen konnte sich Kolonialität als weltweites Machtmuster etablieren und ausbreiten. Der Umstand, dass sich Kolonialität der Macht regional- und zeitspezifisch unterschiedlich herausbildete und heterogene Transformationen durchlief, ändert jedoch nichts an ihrem bis heute bestehenden Beherrschungs- und Ausbeutungscharakter (vgl. Garbe 2013b: 6-7; Quijano 2007: 171; Quijano 2016: 25-31; Quintero 2013: 59-63).

Während „Kolonialität der Macht“ auf einer rassialisierten Überlegenheit aufbaut, bezieht sich „Kolonialität des Wissens“ auf eine eurozentrierte und universalisierende Form der Wissensproduktion. Mit der Weltkarte von Abraham Ortelius von 1570, auf der die Welt erstmals mit dem Atlantik als Zentrum und von „oben“ dargestellt wurde, wird deutlich, was der kolumbianische Philosoph Castro-Gómez mit „Hybris des Nullpunktes“ bezeichnet. Ohne eine Explikation, dass es sich hierbei um die Beobachtung beziehungsweise um die Vorstellung einer bestimmten Person aus einer spezifischen Perspektive handle, nährte diese Darstellung die Auffassung, dass ein gänzlich außenstehender Mensch, für den der Atlantik notwendig das Zentrum darstellte, die Erde „objektiv“ auf das Papier projizieren konnte. Mit dieser Einklammerung der Perspektivität verbargen spezifische Wissensformen sowohl ihren eigenen Standpunkt als auch ihren eigenen Sprechort. In der Folge konnte ein als universal behauptetes Wissen aus einer Machtposition heraus durchgesetzt und als einzig gültige Wissensform hegemonial verankert werden (vgl. Garbe 2013a: 41; Mignolo 2011: 79-81).

Die „Kolonialität des Seins“ schließlich nimmt Bezug auf die ontologische Differenz zwischen Herrschenden und Beherrschten und geht auf Frantz Fanon und Enrique Dussel zurück (vgl. Garbe 2013a: 42).

Koloniale Differenz fasst damit Unterschiedlichkeiten anhand der Dimensionen von Macht, Sein und Wissen als hierarchisches Beziehungsgeflecht zusammen und bezeichnet den Raum, in dem diese Differenzen aufeinandertreffen und die Kolonialität der Macht stattfindet.

Nur von diesem Ort aus können in der Folge eine dekoloniale Perspektive und subalternes Wissen entstehen, nur von diesem Ort aus kann sich eine Antwort auf die koloniale Differenz herausbilden (vgl. Garbe 2013a: 42-43; Mignolo 2000: ix).

## **Die dekoloniale Option**

### **Entstehungskontext und beteiligte Personen**

Mit Texten wie „Colonialidad y Modernidad/Racionalidad“ Anfang der 1990er Jahre schuf Quijano die Grundlagen für Dekolonialität als eine theoretische Perspektive, die Elemente der Befreiungstheologie, der lateinamerikanischen Philosophie, des Chicana-Feminismus, der Dependenztheorie und der Weltsystemanalyse verbindet, sich auf politische, kulturelle und sozialwissenschaftliche Dimensionen bezieht und dabei gleichzeitig die politische Ökonomie besonders ins Blickfeld rückt. Mittelpunkt von Quijanos Überlegungen stellt die Kategorie „Kolonialität“ dar, durch die gegenwärtige globale Macht- und Wissensverhältnisse aus lateinamerikanischer Sicht und unter Berücksichtigung der lateinamerikanischen historisch-kulturellen Erfahrungen interpretiert werden. Als Mitte der 1990er Jahre im lateinamerikanisch kritischen Denken die spezifisch lateinamerikanischen Erfahrungen in einer Perspektive theoretisiert werden sollten, entwickelt sich Quijanos analytische Kategorie der „Kolonialität“ zum epistemischen Knotenpunkt. Als Reaktion auf und Reflexion von Quijanos Überlegungen und aufgeworfenen Fragestellungen entwickelte ein Kollektiv von Intellektuellen eine dekoloniale Perspektive, die darauf abzielt, die Dauerhaftigkeit und Gegenwärtigkeit kolonialer Strukturen in Lateinamerika zu analysieren und in der Folge zu überwinden (vgl. Boatcă 2016: 119; Garbe 2013a: 21; Kastner/Waibl 2016: 10; Quintero/Garbe 2013: 7).

Neben Aníbal Quijano zählen Walter Mignolo, ein argentinischer Kulturwissenschaftler, und Enrique Dussel, ein in Argentinien geborener und in Mexiko lebender Philosoph, zu den drei bedeutsamsten Theoretikern des dekolonialen Projekts. Darüber hinaus sind aber unter anderem zahlreiche Aktivistinnen und Aktivisten, Anthropologinnen und Anthropologen sowie weitere Philosophen und Philosophinnen beteiligt, um mit Fernando Coronil, Arturo Escobar, Catherine Walsh, Nelson Maldonado-Torres, Zulma Palermo und Ramón Grosfoguel nur einige zu nennen (vgl. Garbe 2013a: 22-23, 26).

Allerdings beschränkt sich diese Argumentationsgemeinschaft nicht auf intellektuelle, akademische und universitäre Diskussionen und die Herausarbeitung neuer Konzepte und Theorien, sondern sucht die Zusammenarbeit mit politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Bewegungen. Durch gemeinsame Projekte, Veröffentlichungen, Forschungen und politische Bewegungen entsteht ein transdisziplinäres und heterogenes Feld, das in unterschiedlichen sozialen Räumen und Reflexionsniveaus verankert ist. Auf all diesen Ebenen bleiben aber Kolonialität der Macht, Debatten über die Moderne, Wissensproduktion und Rassismus als Knoten-

punkte mit einem gemeinsamen Ziel erhalten: die lateinamerikanische Perspektive und Verortung soll und muss in der Produktion jegliches Wissens explizit gemacht werden (vgl. Boatcă 2016: 122; Garbe 2013a: 24-26, 34, 42).

### **Eigenbezeichnung und Abgrenzungen**

Mit der Eigenbezeichnung wird auch ein weiteres Anliegen dieses Kollektivs deutlich. Unter den diesbezüglich unterschiedlichen Anregungen wie Perspektive, Theorie, Studie, Vorschlag oder „turn“ habe ich mich in dieser Arbeit für „Option“ entschieden und folge damit der Bezeichnung Mignolos. Die Betonung von Option meint, statt eines vollständigen Paradigmenwechsels eine Möglichkeit unter vielen anderen zu sein. Die Option gibt dem Denken lediglich Orientierung, statt Uniformität schafft sie Raum für Heterogenität und Verschiedenartigkeit. Der Begriff Option bedeutet weder Bekehrung noch Mission und bricht damit mit der kolonialen Matrix von Macht. Hier geht es nicht um eine Ausschließlichkeit, wie sie die Moderne mit ihren Ideologien in Anspruch nimmt. Betrachtet man Moderne, etablierte Hierarchien und Entwicklung nicht als unumstößliche Universalismen, sondern als mögliche Optionen, so kann eine Begegnung auf einer Ebene stattfinden, auf der Wissensmodelle, die nicht ins System passen, weder eliminiert noch marginalisiert werden müssen, sondern gleichberechtigt und gleichwertig nebeneinander bestehen können (vgl. Boatcă 2016: 122; Garbe 2013a: 25; Mignolo 2011: xv-xvi, xxvii-xxix).

Habe ich nun den Hintergrund der Bezeichnung „Option“ beleuchtet, so stellt sich aber auch die Frage nach der Bedeutung von „dekolonial“. Selbst wenn Garbe (2013a: 22, 24-25) auf geringfügige Unterschiedlichkeiten zwischen den Bedeutungen der Präfixe „des-“ und „de-“ hinweist und statt dekolonialer Option die Bezeichnung eines „Kollektivs Modernität/Kolonialität“ bevorzugt, so bezieht sich die Vorsilbe „de-“ grundsätzlich auf einen Aspekt von Quijano, durch den er die Notwendigkeit der Loslösung (im Original: „desprenderse“) von der Kolonialität der Macht zum Ausdruck bringt. Ziel ist eine kritische Wissensproduktion, die die Befreiung aus einer westlichen Epistemologie als unumgänglich erachtet (vgl. Mignolo 2011: xxv; Quintero/Garbe 2013: 8).

Kritisch auf die Moderne antwortet jedoch nicht allein die dekoloniale Option. Postkolonialismus, Postmoderne und Postorientalismus sind ebenfalls Strömungen, die mit unterschiedlichen Argumentationslinien Kritik an der Moderne üben (vgl. Garbe 2013a: 44).

Auf Grund der unterschiedlichen Positionierungen innerhalb der dekolonialen Option ist es schwierig, das Verhältnis zwischen Postmoderne und Dekolonialität allgemein zu beschreiben. Grundsätzliche Vorwürfe an die Postmoderne richten sich allerdings auf deren Verortung, da sie trotz Kritik am modernen Vernunftglauben, an religiösen Systemen, an Wahrheit und Gerechtigkeit einer eurozentristischen Perspektive nicht entfliehen kann und die koloniale Dimension von Moderne ausblendet (vgl. Boatcă 2016: 114; Garbe 2013a: 33-34).

Auch gegenüber dem Postkolonialismus stellt eine Abgrenzung kein leichtes Unterfangen dar, da es in diesem Fall zu einigen Überschneidungen und Gemeinsamkeiten kommt. So bauen beide Richtungen auf Kolonialität und Dekolonisation auf. Ihre unterschiedlichen Ausgangspunkte betonen jedoch ihre jeweilige Kontextgebundenheit: die Entstehung der dekolonialen Option ist stets vor ihrem spezifischen Hintergrund von lateinamerikanischer Geschichte und Kolonisationserfahrung zu betrachten und untrennbar mit diesem verbunden. Beide Strömungen richten ihr Interesse auf historische und aktuelle Ungleichheitsrelationen und bringen dabei globale Machtverhältnisse mit der von Europa ausgehenden kolonialen Expansion in Verbin-



dung. Diese bis heute andauernden Herrschaftsdynamiken haben trotz Dekolonisation als formale Unabhängigkeit nicht an Bedeutung verloren. Machtbestrebungen und Universalanspruch dominieren eine Wissensproduktion, die antikoniale Widerstandsbewegungen auf den Plan ruft und zu kritischen Reflexionen über den Fortbestand kolonialer Beziehungen führt. Speziell postkoloniale und damit trennende Elemente stellen eine Homogenisierung des europäischen Kolonialismus, die Vernachlässigung der politischen Ökonomie und kapitalistischen Ausbeutungsstrukturen und das Nicht-Berücksichtigen lokaler Formen von Widerstandsbewegungen dar. Mit ihrem Fokus auf Pluriversalität, „[...] also der universellen Anerkennung epistemologischer und kosmologischer Pluralität [...]“ (Fink/Leinius 2014: 119), stellt, so Mignolo (2011: 55), die dekoloniale Option letztlich eine Perspektive für all jene zur Verfügung, die sich vom Konzept einer kolonialen Moderne lösen wollen (vgl. Boatcă 2016: 113-114, 121; Fink/Leinius 2014: 116-119, 121; Garbe 2013a: 33).

Obwohl Mignolo darauf hinweist, dass die Weltsystemtheorie einer „Ersten-Welt“-Perspektive entspricht und somit der „Dritten-Welt“-Sichtweise des Kolonialitäts-Konzepts gegenübersteht, stellt diese ebenso wie die Dependenztheorie einen wesentlicheren Einfluss als andere globale Analysemodelle für die dekoloniale Option dar. Dies verdankt sich der besonderen Bedeutung, die die Weltsystemtheorie der Eroberung der Amerikas beimisst und der Tatsache, dass Quijano selbst ein Verfechter der Dependenztheorie ist (vgl. Garbe 2013a: 32; Mignolo 2011: xxvi).

Zuletzt sei noch auf das Naheverhältnis zu den theoretischen Arbeiten von Marx hingewiesen, wengleich die dekoloniale Option dem Marxismus eine mangelnde Anwendbarkeit auf einen lateinamerikanischen Kontext vorwirft. Entstand die marxistische Theorie im Zusammenhang mit dem aufkeimenden Industriekapitalismus in Europa und der damit einhergehenden Herausbildung und Konfrontation sozialer Klassen, so stellt sie sich häufig als unangemessen heraus, wenn damit eine Analyse sozialer Klassifizierungen und Machtverhältnisse in einem spezifisch lateinamerikanischen Kontext erfolgen soll (vgl. Garbe 2013a: 30-31; Mignolo 2011: xviii).

Begründungen hinsichtlich Eigenbezeichnung und Abgrenzung skizzieren die Betonung eines lateinamerikanischen Artikulationsorts und die Forderung nach Pluriversalität bereits als erste und wesentliche Anliegen der dekolonialen Option.

## **Anliegen und Ziele**

Die dekoloniale Option mit ihren vielfältigen Ausformungen gründet sich sowohl auf dem gemeinsamen Schwerpunkt als auch auf der übereinstimmenden Sichtweise von Kolonisierung als einen bis in die Gegenwart andauernden Prozess. Darauf aufbauend wird die Loslösung vom Paradigma der Moderne und der damit verbundenen epistemischen Macht gefordert (vgl. Palermo 2013: 173). Unter Bezugnahme auf Quijanos „Konzept von Kolonialität“ wiederholt und betont Garbe (2013a: 22) erneut die Forderung eines dekolonialen Zugangs, der den Ursprung von bestehenden Macht- und Ausbeutungsstrukturen in der Eroberung Amerikas sieht und die gegenseitige Konstituierung von Moderne und Kolonialität hervorhebt. Durch die Verbindung von Kolonialismus, Moderne und Weltsystem entwickelte sich die Moderne zu einem globalen und asymmetrischen Machtmodell, das subalterne Wissens- und Seinsformen durch die Vorstellung minderwertiger „Rassen“ unterdrückt und sich als eurozentristische Wissensform herausbildet (vgl. Quintero/Garbe 2013: 8-9). Die Kritik am Eurozentrismus richtet sich in erster Linie auf den diesem zugrundeliegenden kolonisierenden Mythos der Moderne und dessen Auffassung, dass zivilisatorische Entwicklung in einem von Europa vorgegebenen Entwicklungspfad liege, dessen Höhepunkt nicht nur Europa selbst darstellt, sondern den auch alle anderen verpflichtend zu beschreiten haben. Um Modernisierung nicht zu behindern, muss jeglicher und

auch ein bloß zu erwartender Widerstand unausweichlich mit Gewalt im Keim erstickt werden, was die „Opfer“ zu Schuldigen werden und die Moderne unbeschadet lässt (vgl. Garbe 2013a: 36-37). Mignolo (2011: xviii, xxiv-xxv, 10, 16-19) bezeichnet diese Ambivalenz mit den von ihm geprägten Begrifflichkeiten „Rhetorik der Moderne“ und „Logik der Kolonialität“. Verkörperte bis dahin „Bekehrung“ das Medium zur Befreiung, so wurde in einer Rhetorik der Moderne diese Vorstellung durch Fortschritt, Entwicklung und Wachstum ersetzt und zu den neuen Mitteln am Weg zu Heil und Erlösung gekürt. Dabei wurde gleichzeitig alles zerstört und marginalisiert, was sich der Moderne in den Weg stellte. Die Logik der Kolonialität meint die verschwiegene Kehrseite der Moderne und zeigt deren hierarchische Strukturen, die durch Knotenpunkte wie Klasse, „Rasse“, Gender, Arbeitsteilung, Epistemologie, Sprachen und das Ideal des „modernen“ Menschen wirksam werden. Dekoloniales Denken ist in der Folge nichts anderes als ein hartnäckiges und unerbittliches analytisches Bemühen, die Rhetorik der Moderne und die Logik der Kolonialität zu verstehen, zu entschlüsseln und aufzudecken und dadurch letztlich zu überwinden.

Entsprechend einer Sichtweise, in der die koloniale Eroberung Amerikas an den Anfang von Kolonialität und Modernität überhaupt gesetzt wird, wird die Aufmerksamkeit auf Lateinamerika als eine in anderen Ansätzen vernachlässigte Region gelenkt. Dadurch eröffnen sich zwei weitere Schwerpunkte der dekolonialen Option: die Frage nach der Geschichtsschreibung und die Frage der Bedeutung von Lateinamerika als ein unterdrückter Artikulationsort (vgl. Boatcă 2016: 120).

Im Gegensatz zu einer europäischen Geschichtsschreibung, die Industrialisierung oder Aufklärung an den Beginn der Moderne setzt, kommt es der dekolonialen Option zufolge durch die Verknüpfung von Moderne und erster Kolonisierung zur Ko-Konstituierung von Moderne und Kolonialität und einer darauf aufbauenden Rekonzeptualisierung. Das wechselseitige Beziehungsverhältnis zwischen Europa und den „Anderen“ entwickelte sich zu einem Element der ersten Moderne, das neben der Verleugnung dieses Andersseins Grundlagen für ein modernes kapitalistisches System, spezifisch europäische Selbstprojektionen und Rationalität hervorbrachte (vgl. Boatcă 2016: 120-121; Garbe 2013a: 35).

Dekolonialität bedeutet die Notwendigkeit, sich von der Verbindung zwischen Rationalität und Moderne und damit auch von Formen der Macht zu lösen, die nicht auf freien Entscheidungen beruhen (vgl. Garbe 2013a: 43). Neben Kontrolle über Wirtschaft, Arbeit, Natur und Gender bleibt die koloniale Machtmatrix durch die Diktion einer einzigen Form von Rationalität und einer einzigen Form von Wahrheit auch in der Wissensproduktion wirksam (vgl. Palermo 2013: 173-174). Um die Hierarchisierung von Wissensformen zu verringern, fordert die dekoloniale Option die Aufhebung bzw. die Aufgabe der Vorstellung eines wissenden Subjekts und eines unwissenden Objekts. Denken und Wissen stellen vielmehr universale und heterogene Fähigkeiten von Menschen dar und damit auch eine subalterne Rationalität, „[...] die sich zwischen lokalen Realitäten und globalen hegemonialen Repräsentationspolitiken situiert [...]“ (Garbe 2013b: 12). Dass innerhalb eines machtasymmetrischen Kontexts Subalternen auf Grund ihrer Subalternität Repräsentation und Ausdruck verwehrt werden, thematisiert Spivak (1995: 24-28) und verknüpft dies mit dem scheinbar unlösbaren Umstand, dass sich Subalternität im Augenblick des Sprechaktes beendet. Die Antwort darauf kann aus einer dekolonialen Perspektive nur in der Loslösung aus und der Überwindung eines kolonialen Wissenssystems liegen und mündet in die Forderung nach dem, was Mignolo als „border thinking“ bezeichnet. Kritik an der Moderne und Neupositionierung erfordern einen Standort, der außerhalb des modernen Denkens und an einer Grenze liegt, von der aus sowohl Dialog als auch Kritik an der hierarchischen Situation möglich sind. Das dafür notwendige Denken setzt Exteriorität und Unabhängigkeit von einem hegemonialen Diskurs, Verwendung unterschiedlicher Sprachen und die An-

wendung anderer Logiken voraus und muss von denjenigen hervorgebracht werden, die unterdrückt, marginalisiert und rassialisiert wurden. Gerade lateinamerikanische Universitäten dienen als Orte, an denen diese Denkweisen gefördert und geformt werden kann (vgl. Garbe 2013b: 12-13; Garbe 2013a: 43; Palermo 2013: 179-181). „Border thinking“ definiert sich demnach durch seinen Artikulationsort an der Grenze der westlichen Hegemonie und einer subalternen Perspektive, die lokale Verortungen und Machtbeziehungen berücksichtigt, global hegemoniales Gedankengut gleichermaßen kritisiert, rezipiert und in seiner Verwobenheit mit lokalen Strukturen beachtet und letztlich die koloniale Machtmatrix in Frage stellt (vgl. Fink/Leinius 2014: 118; Garbe 2013a: 43-44; Grosfoguel/ Cervantes-Rodríguez 2002: xv).

Durch die Veränderung der Voraussetzungen, unter denen Wissen, Denken und Rationalität Anerkennung erlangt, wirft „border thinking“ aber auch die Frage nach der Gültigkeit von Wissen auf (vgl. Garbe 2013b: 12-13). Der Umstand, dass eine einzige, nämlich die eurozentristische Wissensform, eine einzigartige und universale Gültigkeit für sich in Anspruch nimmt und andere Wissenssysteme mit der Begründung deren mangelhafter Wissenschaftlichkeit aus dem Wissenskanon ausschließt, deutet auf einen Kampf um Vorherrschaft im epistemischen Feld hin. Da Beziehungen zwischen Wissensformen die Strukturen von Machtbeziehungen aufweisen, liegt der Schluss nahe, dass jedes lokal verankerte Wissen durch die Erlangung von Allgemeingültigkeit Macht und Kontrolle über andere Wissensformen ausüben kann und somit grundsätzlich die Möglichkeit von Universalisierbarkeit besitzt. Legitimität und Hegemonie von Wissen verweisen demnach eher auf die Macht des Ortes, wo es produziert wird, denn auf die Tatsache seiner tatsächlichen Akzeptanz (vgl. Palermo 2013: 176-177). Die dekoloniale Option greift diese modern-kolonial beschaffene Wissensproduktion auf. Sie kritisiert eine Entwicklung, in der spezifisch europäische Auffassungen zu universellen Realitäten transformiert werden, Europa aus Machtinteresse Rationalität und einen epistemischen Nullpunkt für sich reklamiert und instrumentalisiert und fordert die Dezentralisierung von Wissen und die Beseitigung von Universalitätsmythen. Anstelle einer Etablierung von Universalismen und eines Argumentationskampfes um die beste Wissensform, legt Dekolonialität koloniale Machtstrukturen offen und schlägt eine pluriversale Welt vor, in der mehrere Welten gleichberechtigt nebeneinander existieren können und es keine allgemeingültige Wahrheit gibt. Dekolonialität produziert neue Diskurse, neues Wissen und neue Praktiken, um Kolonialität und hierarchische Differenzen abzubauen und multiple Formen des In-der-Welt-Seins zu ermöglichen (vgl. Garbe 2013a: 43-44; Maldonado-Torres 2016: 10; Mignolo 2011: xv-xvi, 52, 54, 83; Quijano 2007: 177).

Dekolonialität bedeutet keine Zurückweisung westlicher Epistemologien, sondern im ersten Schritt die Herauslösung der letzteren aus ihrem imperialen Kontext. Dekoloniales Denken und Tun zielen sowohl auf die Verankerung neuer epistemischer und ontologischer Standpunkte als auch auf die Kontextualisierung von Behauptungen und Ansprüchen sowie auf das Aufdecken von kolonialen Differenzen ab (vgl. Mignolo 2011: 91).

Kolonialität als Matrix von Macht nimmt aber nicht nur Bezug auf die Ebenen von Wissen und Sein, sondern überschneidet sich auch mit anderen Bereichen des sozialen Lebens. Walsh (2015: 103, 112-113) weist im Zusammenhang mit ihrem weit gefassten Verständnis von Natur als Essenz von Leben und Existenz darauf hin, dass Kolonialität als Machtmuster auch an kulturellen, ontologischen, epistemischen, existenziellen, territorialen, kosmologischen und sozio-spirituellen Schnittpunkten wirkt und eine dichotome Auffassung festlegt und aufzwingt, in der die Natur einer einzig existierenden Welt von einem weißen, europäischen, alphabetisierten und heterosexuellen Mann beherrscht wird. Diese Binarität unterbricht historische, materielle und kosmologische Beziehungen zwischen Gesellschaften, Tieren, Pflanzen, Land, Toten und Lebenden. Das rechtfertigt Eingriffe, Kontrolle, Beherrschung und Anpassung des Menschen an

und in die Natur. Das Aufdecken und die Rekonstruktion dieser Zusammenflüsse und Beziehungen sind ebenfalls Ausdruck eines dekolonialen Zugangs, durch den eine zivilisatorische westliche Haltung als einzig mögliche Weise des In-der-Welt-Seins herausgefordert und in Frage gestellt werden kann.

Dekolonialität und dekoloniale Bewegungen betrachten Wissen nicht isoliert von Aktion. Erst durch die Verbindung von Praxis, kreativem Ausdruck und Wissen kann eine neue Art von Wissensproduktion und Kritik heranreifen, nur durch das Zusammenwirken von Aktion, Denken und Handeln kann eine neue, von kolonialer Macht, kolonialem Wissen und Sein befreite Welt entstehen (vgl. Maldonado-Torres 2016: 7, 28; Palermo 2013: 191). Wenngleich das Ziel einer Entlassung aus jahrzehntelanger Herrschaft das Erlangen politischer Unabhängigkeit und Souveränität durch die ehemaligen Kolonialländer war, bleiben koloniale Macht- und Kontrollstrukturen nach erfolgter Dekolonisation dennoch aufrecht. Im Gegensatz zu Dekolonisation als Ringen um Unabhängigkeit und Ablösung entstand Dekolonialität als Synonym für epistemischen Ungehorsam (vgl. Mignolo 2011: 53-54). Intellektuelle, Studierende, Kunstschaffende, Aktivisten und Aktivistinnen machen gegenwärtige Dimensionen von Kolonialität sichtbar und leisten als Bewegungen durch eine Vielzahl von unterschiedlichsten Aktivitäten physischen und geistigen Widerstand (vgl. Maldonado-Torres 2016: 1-2,28; Walsh 2015: 102-103). Im Rahmen seiner zehn Thesen identifiziert Maldonado-Torres (2016: 2, 7, 22-25) unterschiedliche Ebenen, Momente und Wirkungsbereiche von Kolonialität und Dekolonialität und nimmt dabei auch Bezug auf eine philosophische Dimension. Im dekolonialen Streben nach Wiederherstellung von Liebe und Verständnis werden koloniale Kritik, ebenso wie Praktiken, die der Verbreitung von Liebe und Verständnis dienen gestärkt. Dekolonialität als unfertiges Projekt beginnt stets mit einer Änderung der inneren Haltung, die isolierte und sich selbst hassende Subjekte durch Wut und Liebe zu dekolonial Handelnden und Brückenbauenden werden lässt. Nur durch Kommunikation kann Kontakt zu anderen hergestellt und Mensch-Sein zurückgewonnen werden, nur durch Schreiben, Fragen und Infragestellen kann die individuelle Isolation überwunden werden.

In diesem Sinn erhalten letztlich auch die Worte von Frantz Fanon (2008, zitiert nach Maldonado-Torres 2016: 25) ihre nachvollziehbare und besondere Bedeutung: „*My final prayer: O my body, always make me a man who questions*“!

## Resümee

Im Fokus stehen das europäische Projekt der Moderne und moderne Wissensproduktion aus einer lateinamerikanischen bzw. dieser nahestehenden Perspektive. Während Europa Renaissance und Aufklärung als Anfang einer Moderne sieht, die bis heute Ideologien von Zivilisation, Entwicklung, Fortschritt und rationaler und universaler Wissensproduktion als Errungenschaften hoch leben lässt, betrachtet die dekoloniale Perspektive Moderne aus einem lateinamerikanischen Blickwinkel, der von Kolonisationserfahrungen geprägt und bestimmt ist und eine differente geo-historische Verortung ins Zentrum der Betrachtung rückt. Damit wird auch, um mit Adornos Worten zu sprechen, die Dialektik der Aufklärung deutlich gemacht (vgl. Bogner 2015: 49-54).

Die dekoloniale Option dechiffriert die koloniale Machtmatrix, die europäisch-modernen, ihren kolonialen Entstehungskontext ausblendenden Ideologien zugrunde liegt und verweist durch das Konzept von Kolonialität auf die bis heute bestehenden ökonomischen und epistemischen Machtstrukturen, die auf naturalisierende Vorstellungen von „Rasse“ und Geschlecht aufbauen und in evolutionistische, dualistische und scheinbar rationale und objektive Wissensmodelle

münden. Durch die Verleugnung der konkreten Verortung von Wissen und dessen Transformation in Universalismen unterdrückt ein auf diese Weise hergestelltes Wissen differente Wissensmodelle und kategorisiert und degradiert Subalterne mit Hilfe eines biologisch und geohistorisch begründeten Überlegenheitsanspruchs Europas zu wissens- und sprachlosen Untersuchungsobjekten.

Die dekoloniale Option zeichnet den epistemischen Weg der europäischen Moderne mit ihren Strukturen von Macht, Hierarchie und Ausbeutung im Rahmen einer Perspektive nach, die die koloniale Vergangenheit mit den gegenwärtig hegemonialen Machtinteressen verbindet, bleibt aber weder dabei stehen noch einer Opferrolle verhaftet. Die Ablösung von allgemein gültigen Universalismen und der Entwurf neuer pluriversaler Zugänge sind ebenso dekoloniale Forderungen wie der Anspruch auf Sichtbarmachung der Verortung von Wissen. Nur durch die Überwindung kolonialer Wissenssysteme und die Etablierung anderer Logiken werden Subalterne zu Subjekten und Sprechenden, deren spezifische Sichtweise der europäischen Moderne im Sinn von „border thinking“ erst durch ihre Verortung „an der Grenze“ ihre unverwechselbare Besonderheit und Wertigkeit erlangt.

Ich selbst sehe mich nach der theoretischen Auseinandersetzung und dem Schreibakt um einen neuen Blickwinkel bereichert, der mir andernfalls vermutlich verschlossen geblieben wäre. Dies mag wohl nicht zuletzt ein Ausdruck der europäischen Art der Wissensvermittlung sein. So wie Dekolonialität nicht als rein akademischer und theoretischer Diskurs eine ausschließlich universitäre Bühne betritt, sondern mit Aktivitäten, Wut, Rebellion und Widerstand auch die Herzen anrührt, habe ich mich selbst in einem Schreibprozess erfahren, der sich von einer Auseinandersetzung mit komplexen theoretischen Gedankengängen bis zu Aussagen erstreckte, die mich bewegt und berührt haben.

Bei größtem Respekt für eine dekoloniale Option mit ihren Inhalten, Zugängen und Haltungen gilt es jedoch auch einige kritische Anmerkungen anzubringen. Beim Literaturstudium fallen gerade bei Quijano (2016) und Mignolo (2011) die zumeist sehr angriffig gehaltenen und generalisierenden Ausdrucksformen auf, die Ausdifferenzierungen und Definitionen von grundlegenden Begriffen vermissen lassen. Zeitgleich finden sich hier, aber auch in anderen Texten kontinuierliche Wiederholungen von Grundaussagen wieder. Vor diesem Hintergrund stellten für mich sowohl das Herauslösen und der Aufbau eines strukturierten Beitrags als auch das Vermeiden beziehungsweise Reduzieren von Wiederholungen eine der größten Herausforderungen dar, wobei sich letzteres trotz großem Bemühen nicht ganz verhindern lässt. Selbst wenn die Vielzahl an Schnittstellen zu anderen Lebensbereichen zweifellos als Potential einer dekolonialen Option zu betrachten ist, so erweist sich das Beibehalten eines epistemischen Fokus nicht immer als einfach und von zahlreichen Verführungen zur Abweichung gesäumt. Als weiteres Problem betrachte ich, dass eine dekoloniale Option bei gleichzeitiger Kritik an der modernen Wissensproduktion aus dichotomischen Zuschreibungen selbst nicht heraustreten kann. Lateinamerika, Europa, Westen und Rest der Welt bleiben als undifferenzierte Kategorien bestehen und erinnern an die kritisierte Konstruktion der „Anderen“. Nach meinem derzeitigen Wissensstand stellt mich der Ansatz, der die Berücksichtigung von spezifisch lateinamerikanischen Erfahrungen einfordert, immer wieder vor die Frage, wie weit Heterogenität und Hybridisierung Beachtung finden. Um dies zu erörtern, wäre ohne Zweifel eine intensivere Auseinandersetzung notwendig.

Ich schließe nun den Kreis und komme nochmals auf das am Anfang dargestellte Gespräch mit dem Kaffeehausbesitzer zurück. Nach einer zu Beginn eingenommenen europäisch modernen Perspektive habe ich im Mittelteil den Versuch gewagt, die Beziehung zwischen Röstereien und Kaffeeanbauenden aus einem dekolonialen Blickwinkel heraus zu beschreiben. Mit meinem Titel „Die dekoloniale Option: Ein lateinamerikanischer Blickwinkel auf das europäische

Projekt der Moderne“ war es mir ein Anliegen, auf unterschiedliche Erzähl-, Erlebens- und Sichtweisen Bezug zu nehmen. Beim Abfassen der beiden Blickwinkel habe ich erfahren, wie leicht es fällt, eine europäische Perspektive einzunehmen und wie holprig und ungelentk ich mich bei der Einnahme der dekolonialen Perspektive fühle: Meine eigene Verortung wird erleb- und sichtbar, sie bleibt bis zu einem gewissen Grad unüberwindbar.

## Bibliographie

- Boatcă, Manuela. 2016. Postkolonialismus und Dekolonialität. In: Fischer, Karin/ Hauck, Gerhard/Boatcă, Manuela (Hg.). *Handbuch Entwicklungsforschung*. Wiesbaden, Springer, pp. 113-123.
- Bogner, Alexander. 2015. Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick. Weinheim und Basel, Beltz Juvena
- Denoon, Donald. 2009. Colonialism. In: Kuper, Adam/Kuper, Jessica Kuper (eds.). *The Social Science Encyclopedia*. London/ New York, Routledge, pp. 135-137.
- Fink, Elisabeth und Johanna Leinius. 2014. Postkolonial-feministische Theorie. In: Franke, Yvonne/ Mozygamba, Kati/Pöge, Kathleen/ Ritter, Bettina/Venohr, Dagmar (Hg.). *Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis*. Bielefeld, Transkript, pp. 115-128.
- Fischer, Karin, Gerhard Hauck und Manuela Boatcă. 2016. Was ist Entwicklungsforschung? In: dies. (Hg.). *Handbuch Entwicklungsforschung*. Wiesbaden, Springer, pp. 3-12.
- Foucault, Michel. 1974. Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1980. Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977. New York, Pantheon Books.
- Garbe, Sebastian. 2013a. Das Projekt Modernität/Kolonialität – Zum theoretischen/akademischen Umfeld des Konzepts der Kolonialität der Macht. In: Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hg.). *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, pp. 21-45.
- Garbe, Sebastian. 2013b. Deskolonisierung des Wissens: Zur Kritik der epistemischen Gewalt in der Kultur- und Sozialanthropologie. In: ASSA Journal 2013 (1) <http://www.univie.ac.at/alumni.ksa/index.php/journale-2013/deskolonisierung-des-wissens.html> (23.3.2018, 21:53)
- Germaná, César. 2013. Eine Epistemologie der anderen Art. Der Beitrag von Aníbal Quijano in der Neustrukturierung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika. In: Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hg.). *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, pp. 71-92.
- Grosfoguel, Ramón und Ana Margarita Cervantes-Rodríguez, 2002. Unthinking Twentieth Century Eurocentric Mythologies: Universalist Knowledges, Decolonization, and Developmentalism. In: dies. (eds.). *The Modern/ Colonial/ Capitalist World-System in the Twentieth Century. Global Processes, Antisystemic Movements, and the Geopolitics of Knowledge*. Westport/London, Greenwood Press, pp. xi-xxix.

- Inglehart, R. 2001. Modernization, Sociological Theories of. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (eds.). *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences: 15 [Mis – Neu]*. Amsterdam (et al.), Elsevier, pp. 9965-9971.
- Kastner, Jens und Tom Waibl. 2016. Einleitung. In: Quijano, Aníbal (Hg.). *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. (Original: *Colonialidad del poder, eurocentrismo y América Latina*. 2000). Sonstige Beteiligte: Jenss, Alke and Stefan Pimmer, (translators). Wien und Berlin, Verlag Turia + Kant, pp. 7-19.
- Maldonado-Torres, Nelson. 2016. Outline of Ten Theses on Coloniality and Decoloniality. [http://frantzfanonfoundation-fondationfrantzfanon.com/IMG/pdf/maldonado-torres\\_outline\\_of\\_ten\\_theses-10.23.16\\_.pdf](http://frantzfanonfoundation-fondationfrantzfanon.com/IMG/pdf/maldonado-torres_outline_of_ten_theses-10.23.16_.pdf) (29.3.2018, 19:30)
- Mignolo, Walter D. 2000. Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking. Princeton, Princeton University Press.
- Mignolo, Walter D. 2002. The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference. In: *The South Atlantic Quarterly* 101(1), pp. 57-96.
- Mignolo, Walter D. 2011. *The Darker Side of Western Modernity: Global Futures, Decolonial Options*. Durham and London, Duke University Press.
- Ong, A. 2001. Modernity: Anthropological Aspects. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (eds.). *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences: 15 [Mis – Neu]*. Amsterdam (et al.), Elsevier, pp. 9944-9949.
- Palermo, Zulma. 2013. Die lateinamerikanische Universität auf dem dekolonialen Scheideweg. In: Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian Garbe (Hg.). *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, pp.171-196.
- Preda, A. 2001. Postmodernism in Sociology. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (eds.). *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences: 15 [Mis – Neu]*. Amsterdam (et al.), Elsevier, pp. 11865-11868.
- Quijano, Aníbal. 2007. Coloniality and Modernity/Rationality. In: *Cultural Studies* 21 (2-3), pp. 168-178.
- Quijano, Aníbal. 2016. *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. (Original: *Colonialidad del poder, eurocentrismo y América Latina*. 2000). Sonstige Beteiligte: Jenss, Alke and Stefan Pimmer (translators) and Jens Kastner and Tom Waibl (authors of the introduction). Wien, Berlin. Verlag Turia + Kant
- Quintero, Pablo. 2013. Macht und Kolonialität der Macht in Lateinamerika. In: Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hg.). *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, pp. 53-70.
- Quintero, Pablo und Sebastian Garbe. 2013. Einleitung. In: dies. (Hg.). *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*. Münster, Unrast, pp. 7-15.
- Reinhard. W. 2001. Colonization and Colonialism, History of. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (eds.). *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences: 4 [Coh – Cou]*. Amsterdam (et al.), Elsevier, pp. 2240-2245.

- Spivak, Gayatri Chakravorty. 1995. Can the Subaltern Speak? In: Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (eds.). *The Post-Colonial Studies Reader*. London/New York, Routledge, pp. 24-28.
- Valade, B. 2001. Modernity. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (eds.). *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences: 15 [Mis – Neu]*. Amsterdam (et al.), Elsevier, pp. 9939-9944.
- Walsh, Catherine. 2015. Life, Nature and Gender Otherwise: Feminist Reflections and Provocations from the Andes. In: Harcourt, Wendy/Nelson, Ingrid Nelson (eds.). *Practising Feminist Political Ecologies: Moving Beyond the “Green Economy”*. London, Zedbooks, pp. 101-128.
- Zuckerhut, Patricia. 2011. Lateinamerika – innere und äußere Grenzziehungen der Moderne. Sexualisierte, rassisierte und epistemische Gewalt als Grundlagen von Kolonialität und Modernität. In: Zuckerhut, Patricia/Grubner, Barbara (Hg.). *Gewalt und Geschlecht. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf sexualisierte Gewalt*. Wien (et al.), Peter Lang, pp. 49-66.